

# Inhalt

Zum Geleit .....	7
<i>Das erste Jahr</i>	
<b>Eine Flinte weist den Weg</b> .....	11
<i>Das zweite Jahr</i>	
<b>Anfänge eines alten Jägers</b> .....	29
<i>Das dritte Jahr</i>	
<b>Mehr Flinten</b> .....	51
<i>Das vierte Jahr</i>	
<b>Fortschritte</b> .....	69
<i>Das fünfte Jahr</i>	
„The Glorious Twelfth“ und Hausmannskost .....	87
<i>Das sechste Jahr</i>	
<b>Nicht nur Grouse</b> .....	107
<i>Das siebte Jahr</i>	
<b>Wie es weiterging</b> .....	143
<i>Das achte Jahr</i>	
<b>Gleiche Beute, andere Wertung?</b> .....	184
<b>Innehalten</b> .....	215
<b>Ein neues Beginnen?</b> .....	218

# Zum Geleit

Ich dachte immer, Flintenschützen werden geboren. Entweder ist einer ein Birsch- und Ansitzjäger, führt seinen Kugelstutzen, oder ist seiner ganzen Passion nach ein Schrotschütze, und seine ganze Liebe gehört der Flinte und dem Flugwild. Natürlich gibt es auch beides, den passionierten Kugel- und Flintenschützen. Und doch überwiegt entweder das eine oder das andere; und das eigentlich von Anbeginn der jeweiligen jagdlichen Entwicklung.

Wenn ich um mich schaue, kenne ich niemanden, der mit den Jahren vom Birsch- und Ansitzjäger zum Flugwildspezialisten geworden ist oder umgekehrt. Wenn ich an meine jagdlichen Anfänge denke, waren sie bestimmt von Birsch und Ansitz auf ein Stück Rehwild im bunten Herbstwald, auch auf den im letzten Licht zu Felde rückenden Hasen, auf den Fuchs in einer winterlichen Vollmondnacht, oder gar als höchstes Glück die sommerliche Jagd auf den roten Bock. Dass ich dann später das Glück der Hochgebirgsjagd erfahren konnte, war eine besondere Auszeichnung und bestärkte mich in dem Gefühl, dem Inbegriff der Jagd nahe zu sein.

Mit dem Jugendfreund Gernot verbrachte ich viele Stunden jagdloser Zeit, in denen wir vor uns hinräumten, wie wir einmal jagen würden. Wir beide hatten als Internatsschüler keine Gelegenheit zur Jagd, auch wenn wir schon den Jagdschein hatten. Wir träumten nicht nur von dem, was sicher einmal sein würde und einer rosigen jagdlichen Zukunft, sondern schwelgten auch in den Erlebnissen, die uns ein gnädiger Jagdherr, ein Onkel, ein Glück, ein Zufall bisher beschert hatten. Bei mir war es der erste Rehbock, eine Rehgeiß und das eine und andere schwache Rehkitz, ein Hase und Eichelhäher und einige Krähen.

Gernot dagegen hatte sein jagdliches Paradies, auch nur erreichbar in den Ferien, am Niederrhein mit Kaninchen, Hasen und

Fasanen. Er schwärmte mir von einer 16er Flinte vor, mit der er sogar schon eine Bekassine erlegt hatte. Und natürlich Kaninchen und eine beachtenswerte Zahl von Fasanen. Er erzählte mir von den hohen Fasanen, die man überkopf schösse und die dann hinter einen fallen. Das sei die Kunst. Ich konnte alledem nicht so viel abgewinnen und empfand meine Erlebnisse um die Rehe als viel spannender und gar den Rehbock, von dem das kleine Gehörn mit den zwei kurzen ungleichen Stängelchen zu Hause über meinem Bett hing, als wesentlich erstrebenswerter als ein paar lange Federn aus dem Stoß eines Fasans. Auch die Erpellocke, die Gernot bereits an seinem Hut hatte, wog das Gehörn nicht auf. Seine präparierte Bekassine war schon etwas Besonderes, das ließ sich nicht leugnen, aber gegen ein Gehörn vom Rehbock hätte ich sie dennoch nicht eingetauscht.

Gernot gab zwar zu, dass so ein Rehbock auch eine große Freude bedeuten würde, aber so wirklich das Höchste sei es doch nicht. Er meinte, eine Flinte sei ein besonderes Gewehr, die müsse passen, der Schaft nicht zu lang, nicht zu kurz; Gernot sprach von Senkung und Schränkung, das alles sei wichtig und das Gewicht und die Balance und und und. Mir kam das ein bisschen übertrieben und, wie man so schön sagt, gewollt vor. Für mich war nur eine Büchse ein richtiges Gewehr. Möglichst eine schlanke führige Büchse, am schönsten natürlich eine Kipplaufbüchse, aber auch ein Stutzen, so ein Mannlich-Schönauer würde ein sehr erstrebenswerter Begleiter sein. Oder auch, vielleicht sogar vorrangig, eine Bockbüchseflinte. Kugel und Schrot in einem Gewehr, wenn der Fuchs nahe kommt, oder der Eichelhäher, überhaupt für mein Wild und meine Jagd würde das sicherlich die ideale Ausrüstung sein.

Nichts davon hatten wir. Wir verloren uns weiter in Vorstellungen, was einmal sein würde. Gernot wollte Forstwirtschaft studieren, und ich prophezeite ihm, dass er sicherlich einmal eines der schönsten Hochwildreviere betreuen würde, wo ihm seine Flinte

gar nichts nützte. Und im Gegenzuge sagte er mir voraus, ich würde bestimmt in einem Flugwildorado landen.

Die Wege führten uns nicht wie wir uns gegenseitig prophezeit hatten in die jeweiligen Traumreviere des anderen, das Leben hatte nicht nur ein Einsehen mit uns, sondern es zeichnete uns in besonderer Weise aus, dass jeder seine Vorstellung von Leben und Jagd verwirklichen konnte.

Gernot lebt heute in Neuseeland und jagt mit seinen Hunden als „rough-shooter“ auf Nieder- und Wasserwild. Hin und wieder greift er zur Büchse, wenn er auf Hirsch und Gams in den Alpen der neuseeländischen Südinsel birscht.

Ich jagte in heimischen Revieren und im Hochgebirge. Einen festen Platz in meinem jahreszeitlichen Jagen hatte die Birsch auf den balzenden Tauber im Frühjahr, sozusagen der Auerhahn des kleinen Mannes. Das Gewehr, das ich dazu führte, hätte mir kaum eine Möglichkeit geboten, eine Taube im Fluge zu schießen. Eine Hahnbüchse mit Zielfernrohr war es. Es wäre mir fast pietätlos vorgekommen, auf eine streichende Taube zu schießen. Jagd war für mich das Anbirschen, das regelrechte Anschleichen, das Ausschauen des balzenden Taubers und dann der saubere Schuss mit der kleinen Kugel.

Eine Zeit des Jahres gab es allerdings doch, die mich zur Flinte greifen ließ: der Schnepfenstrich. Solange die Frühjahrsjagd in Deutschland gestattet war, habe ich ihn nach Zeit und Möglichkeiten genossen. Später fand ich dann eine Gelegenheit in Österreich. Auch der Schnepfenstrich war nicht von Flintenpassion bestimmt, sondern von der Freude an dem erwachenden Frühjahr, der stimmungsvollen Jagd auf diesen wunderschönen Vogel und der faszinierenden Beute.

Noch eine Jahreszeit gab es, die mich hin und wieder mit der Flinte unterwegs sein ließ: der Entenstrich. Meistens allerdings war keine Zeit für ihn, denn die Hirschbrunft, Gamsbrunft und vieles andere lockten mehr als die Enten.

Es hätte eigentlich so weitergehen können. Warum es das nicht tat, will ich in diesem Buch erzählen. Sollte es wirklich möglich sein, dass die Passion des Birschjägers sich zu der des Flintenjähgers wandeln kann?

## **Eine Flinte weist den Weg**

Ich hatte längst eine Flinte. Und keine schlechte. Eine Querflinte von Holland & Holland, erworben vor Jahrzehnten als junger Mann bei einem Besuch in England. Ich führte sie auch. Ich traf sogar hin und wieder mit ihr. Eine Schnepfe, ein oder zwei Enten, eben immer wieder einmal. Aber es war keine Liebe, weder zu der Flinte, noch zu der Jagd. Zu den Schnepfen natürlich, ich sagte es. Sie sind für mich etwas Besonderes, aber wenn sie dann unerreichbar sind, weil man hauptsächlich vorbeischießt, vergeht auch die schönste Frühlingsstimmung. Der Ärger über nicht nur einen, sondern viele Fehlschüsse verdirbt den Abend, die Freude, die Lust – eben die Stimmung. Wie sollte da auch die Liebe zu einer Flinte entstehen? Die Holland & Holland blieb ein missverstandenes Luxusgeschöpf in falschen Händen. Ein Prestigeobjekt?

Nein, kein Prestigeobjekt. Ich hatte immer Freude an eleganten Gewehren, an führigen Büchsen, aber auch an schönen Flinten. Englischen Flinten. Natürlich ließ ich mich durch die großen Namen blenden, aber ich hatte durchaus Gespür und Auge für nicht nur schöne, sondern auch führike Flinten. Als junger Mensch waren mir in England Schwesterflinten von Woodward gezeigt worden. Ich kannte Purdey und natürlich Holland & Holland und noch ein paar andere, aber von Woodward hatte ich noch nie etwas gehört. Trotzdem bestachen mich diese Flinten sofort durch Aussehen und Führigkeit. Später wusste ich, dass Woodward zu den besten englischen Gunmakern zählte.

Immer wieder sah ich schöne Flinten. Belgische Fabrikate wie Lebeau Courally beeindruckten mich, aber meine Liebe gehörte doch den Engländern. Purdeys gefielen mir nicht so, warum weiß ich nicht, Holland & Holland stand oben an, alles wurde aber

übertroffen von Boss und da von den Over-and-Under Flinten. Ich bildete mir ein, ich schösse mit einer Bockflinte besser als mit einer Querflinte. Für einen ungeübten Schützen mag es einfacher sein, das Ziel mit einer Bockflinte zu erfassen.

Bei einem Besuch bei Freund Gernot in Neuseeland in den 1980er Jahren schoss ich mit seiner Merkel Bockflinte, und das Ergebnis kam mir besser vor als das, was ich sonst zuwege brachte. Somit lag mein Augenmerk sowieso auf diesen Flinten. Und ein besonderer Blick auf den Over-and-Under Flinten von Boss. Der Flankenverschluss von Boss, ein Patent von 1909, lässt die Flinte schmaler, leichter und führiger sein. Nicht nur optisch. Ich gebe zu, die Optik spielte und spielt für mich auch heute noch eine große Rolle. Davon abgesehen, das Schmale, das Leichte lässt sich leichter bewegen. Ich behaupte es.

Ich hatte mir schöne Büchsen geleistet, warum sollte ich mir nicht auch eine Boss Over-and-Under kaufen? Wenn schon eine gute Flinte, dann aber so eine! Ich hatte zwar nicht im Lotto gewonnen, auch keine Erbschaft gemacht, einen Porsche oder so etwas fuhr ich auch nicht, also warum nicht! Außerdem war ich inzwischen über sechzig Jahre alt, da darf man ruhig einmal über die Stränge schlagen. Dazu ist das eine Anschaffung nicht nur für das Leben, sondern auch für die Erben.

So kaufte ich mit dreiundsechzig Jahren bei einer Auktion in London eine Boss Over-and-Under Flinte. Die Flinte hätte schöner nicht sein können. Doch die Ernüchterung folgte auf dem Fuße. Der Einabzug funktionierte nicht, die Umstellung vom unteren zum oberen Lauf ging nicht, und der Schaft passte mir überhaupt nicht. Wahrscheinlich hätte ich die Flinte zurückgeben können, doch das wollte ich nun auch nicht. Ich brachte sie stattdessen zu Wilfried Glanznig nach Ferlach, dem Meister des Büchsenmacherhandwerks, speziell von Büchsen. Er freute sich, eine Boss Over-and-Under zur Reparatur zu bekommen.

Die Freude währte nicht lange. Sie drohte sogar ins Verfluchen umzuschlagen. Wer sich einmal mit dem Boss Einabzug und seiner Technik beschäftigt hat, wird sich fragen, warum einfach, wenn es kompliziert geht? Ich habe die Technik bis heute nicht begriffen, ich weiß nur, dass sich mit dem Auslösen des ersten Schusses ein Turm dreht, um dann das zweite Schloss zu betätigen.

Glanznig wäre nicht Glanznig, wenn er sich nicht diese Technik zu eigen gemacht hätte. Er fertigte Teile nach und brachte den Turm zum Drehen, zum Auslösen, und damit funktionierte der Einabzug. Die Umstellung vom oberen auf unteren Lauf, oder umgekehrt, klappte ebenfalls. Es blieb die Neuschäftung.

Da sich diese Reparatur über Monate, fast ein Jahr, hinzog, hatte ich mir bei demselben Auktionshaus in London ein „Try-Gun“ gekauft. Ein Gelenkgewehr von Lancaster. Ich war der Meinung, so etwas zum Feststellen der richtigen Schaftmaße zu benötigen. Bei der Flinte lässt sich wirklich alles nur Denkbare verstellen. Schaftlänge, Schränkung, Senkung, Pitch. All das kann man mit einem Schlüssel verstellen und anpassen.

Jetzt benötigte ich nur noch einen guten Schießlehrer. Ich brauchte keinen, der mir vorführte, wie man jede Taube trifft und dann sagt: „Sehen Sie, so müssen Sie es machen, (Sie Depp!)“. Ich hatte von solchen Typen, einer Mischung aus Unteroffizier, Fahr- und Reitlehrer gehört. Wenn man mit 63 Jahren mit irgendetwas ganz unten anfängt, möchte man trotz aller Bereitschaft zu lernen nicht wie der Depp behandelt werden. Ich brauchte einen, der mir die Grundbegriffe des Flintenschießens verständnisvoll beibringt – gentlemanlike sozusagen.

Wo schaut man heute nach, wenn man etwas sucht – natürlich im Internet. Mit der Frage „Schießlehrer, Flinte“, stieß ich auf „Flintenschütze“ und einen sympathisch aussehenden Mann mit Namen Schmidt-Colberg. Beeindruckt las ich, welche Qualifikationen und Zertifikate man als Schießlehrer national und international erwerben kann. Der Schießplatz, auf dem der Herr unterrichtet,

Was nun kam, wurde zum traurigen Teil. Ich fand die Schnepfe auch am kommenden Morgen nicht. In der Nacht waren trotz meiner Verwitterung die Sauen durchgezogen. Der schöne Erfolg des guten Schusses sollte vom Schicksal geschmälert werden, damit die Bäume wohl nicht in den Himmel wuchsen. Betrübt zog ich mit Finja heim, die natürlich auch nicht wusste, worum es ging und die sich daher mehr für das Schwarzwild interessierte. Dennoch hätten wir die Schnepfe gefunden, wenn nicht die Schwarzkittel uns einen Strich durch die Rechnung gemacht hätten.

Ich musste zurück nach München. Das Wetter blieb frühlinghaft. So waren die schnepfenmäßigen Erwartungen beim nächsten Ausflug ins Schnepfenrevier hoch, zumal es langsam auf die besten Tage um die Monatswende März/April zuging. Umso enttäuschender der erste Abend. Ich stand am Königsstand. Nichts. Am kommenden Morgen wieder dort. Ein frischer Frühlingmorgen brach an. Die erste Schnepfe verschlief ich auf meinem Stühlchen sitzend. Sie kam tief auf wenige Meter an mir vorbei. Hätte ich die Flinte in der Hand gehabt, wäre es ein Leichtes gewesen, auf die von mir fortstreichende Schnepfe fertig zu werden. Und dann war ich noch einmal zu transusig. Dieses Mal lag die Flinte auf dem Sitzstühlchen, und ich hatte die Hände in den Taschen. Zwei Schnepfen strichen auf mich zu. Ich machte die alten Fehler, schlechter, unfertiger Anschlag und einfach in die Luft geschossen. Herr Schmidt-Colberg hätte mit dem Kopf geschüttelt. Vor Aufregung an alles nicht gedacht. „Noch ist der Zettel zu lang“, hätte ich ihm wohl gesagt.

Der Ärger währte nur kurz. Ich durfte ja auf ein Wiedersehen hoffen. Am Abend stellte ich mich natürlich wieder auf den Königsstand. Spät strich eine Schnepfe stumm und tief in der schmalen Schneise auf mich zu. Ich machte gerade Anschlagübungen und sah sie nicht. Als ich die Flinte im Anschlag hatte, war sie schon da und gleich um die „Ecke“. Es konnte nicht gutgehen –

birschten Michel und ich alleine einen schattigen Hang entlang, verhielten immer wieder und lauschten in die Gräben, ob nicht irgendwo ein Haselhahn spisse. Die zu Tal glucksenden Bäche irritierten das Ohr. Einmal glaubte ich einen Großen Hahn zu hören. Aber vielleicht war es nur der Bach, das Wasser und ein überreiztes Ohr oder mehr noch die Einbildung, die einen etwas Bekanntes hören lassen will. Und dann war es aber doch: Michel hörte einen Haselhahn. Ich verharrte mit offenem Mund, das typische Bild des angestrengt Lauschenden, aber ich vernahm nichts. Immer wieder zeigte Michel an, dass der Haselhahn lockte. Fünf, sechs Mal. Ich blieb taub. Die Dämmerung nahm zu, der Hahn verstummte, wir gingen heim. Etwas für morgen in der Früh!

Ich setzte mich auf die Bank vor der Hütte. Das silbrige Licht des vollen Mondes stand über den Dolomiten. Schwarz und schweigend, wie im Matthias Claudius Gedicht, lag der Wald, und aus dem Tale steigt der weiße Nebel wunderbar ... Vielleicht würde ich irgendwo einen Hirsch melden hören, doch es gab hier wohl keine. Ich hatte ja auch gesagt: Für einen Haselhahn lasse ich jeden Hirsch stehen!

In der Früh war Stephan dieses Mal pünktlich. Er schien mir etwas aufgetaut zu sein. Vielleicht lag es auch nur an dem guten Preis, den ich für zwei Kilo Preiselbeeren gezahlt hatte. Ich drängte darauf, nach dem Hahn vom gestrigen Abend zu schauen. Wir gingen zu dritt los. Vielleicht schloss sich Michel uns an, weil er unseren Ohren nicht traute, vielleicht aus Neugierde, wahrscheinlich, weil er dabei sein wollte. Dies erwies sich als großes Glück.

Stephan wählte den ersten Platz unter einigen hohen Fichten am Rande eines Jungwuchses aus Laubhölzern. Ich hätte mich ein wenig gedeckter hingesetzt, zumal mir ja auch nicht nachdrücklich genug gesagt werden konnte, wie gut der Hahn äugt. Ich führte es auf die Bequemlichkeit des Alters zurück – und nahm mich selber dabei nicht aus ... Halt gerade so unbedingt am Wegesrand hätte es nicht sein müssen! Dazu gegen den Himmel sichtbar.

Auf die ersten paar Spiss-Strophen hin schon burrten zwei Haselhühner an uns vorbei und fielen weiter unter uns ein. Wenig später schwang sich ein Hahn auf einer entfernten Fichte ein, blieb aber für uns unsichtbar. Er eräugte uns wohl und strich ab. Nun spissste er von irgendwo aus dem Jungwald. Ich hörte zwar nichts, auch Stephan nichts, aber Michel! Michel wurde zu unserem Ohr im Wald. Kaum meldete sich der Hahn, stieß er Stephan an: „Lock lei!“ – Michel lauschte, dann: „Lock lei!“

So ging es hin und her, aber der Hahn rührte sich nicht vom Fleck. Wahrscheinlich waren wir nicht in seinem Territorium. Wir standen auf und stiegen tiefer in den Jungwald. Irgendwo fanden wir eine Stelle, die ein wenig Schussfeld bot. Nun begann wieder das Spiel: Stephan spissste, der Hahn antwortete, Stephan und ich hörten nichts, Michel stieß Stephan an: „Lock lei!“ Unaufhörlich blies mir nun der Alte ins Ohr. Den hörte ich, den Hahn hörte ich nicht. Ich hörte nur die Kommentare vom Michel: Jetzt ist er weiter rechts, jetzt näher, nun tiefer, weiter links – jetzt weiter drüben ein zweiter. Und dann immer wieder: „Lock lei!“ Manchmal vernahm ich nur bruchstückweise die Sätze. Je näher der Hahn diesen Verständigungsfetzen nach schien, umso mehr schüttelte mich das Jagdfieber. Ich musste mich beherrschen, nicht mit den Zähnen zu klappern. Mein unterdrücktes Bibbern wird den Hahn nicht abgehalten haben zuzustehen. Waren wir immer noch nicht in seinem Revier? Schließlich birschten wir erneut tiefer den Hang hinab. Der Jungwald lag nun hinter uns, vor uns ein Stangenholz aus Fichten und Lärchen, in das man etwa siebzig Meter hineinsah. Ich setzte mich neben Stephan. Michel hockte außen auf der anderen Seite. Gleich fing Stephan an zu locken, und gleich antwortete der Hahn, wie Michel signalisierte. Es waren wohl gar zwei Hahnen. Michel deutete nach rechts. Ich hörte nichts, brachte mich aber nach rechts in Positur. Immer wieder tuschelte Michel: „Lock lei!“ Plötzlich sah ich unten am Rande des Gestrüpps auf siebzig Meter eine Bewegung. Der Hahn! Er lief von uns fort. Nein, er lief nicht,

ersten Haselhahn erlegt, damals beim Grafenweger, als sie noch meine ständige Begleiterin war.

Nun aber zurück zur Boss, die neu geschäftet immer noch auf ihre erste Betätigung wartete. Übers Hirsch- und Gamsjagen war es Winter geworden, und in meiner jagdlichen Heimat, im Donautal, war ich bei Schnee und mond hellen Nächten auf Sau und Fuchs unterwegs. Die Jagdzeit auf Enten ging zu Ende. Nun war wirklich die letzte Gelegenheit, die Flinte dieses Jahr wenigstens einmal jagdlich zu führen.

Interessanterweise gibt es dort an der Donau keinen regelmäßigen Entenstrich so, wie man ihn von anderen Gewässern her kennt. Die Enten liegen auf der Donau, gründeln dort, äsen am Ufer, streichen aber nicht unbedingt zu Äsungsplätzen und wieder zurück.

Die Enten werden dort nicht auf dem Strich bejagt, sondern im Rahmen kleiner Treiben. Sie werden, wenn sie auf dem Wasser liegen, in einer Reihe angegangen. Je später die Enten aufstehen, desto günstiger, dann beginnt ein fürchterliches Geschieße, einige Enten fallen, einige, geflügelt oder weichgeschossen, werden anschließend von den Hunden gefunden, apportiert oder auch nicht gefunden. Die Jagdgesellschaft begibt sich darauf an den nächsten Flussabschnitt, wo erfahrungsgemäß wieder Enten liegen.

Meine Jagd ist das nicht. Ich liebe den Entenstrich, davon wird später noch die Rede sein. Jetzt aber blieb mir nichts anderes übrig, mich auf das Angehen zu verlegen. Ich war alleine, was mir sehr gefiel, begleitet nur von Eika, einer Wachtelhündin wie Finja.

Bei der Neumühle schaute ich die Donau flussaufwärts und sah Enten an meiner Uferseite liegen. Ich umschlug das Gebiet und ging dann direkt auf die Stelle zu, an der ich die Enten vermutete. Ich hatte mich etwas vertan, musste zurück, die Enten eräugten mich und standen zu früh auf. Ich fehlte mit dem ersten Lauf, dann kam ein Nachzügler, ich dachte an meinen Zettel, an „pull

away“: auf die Ente, vor die Ente, meine Ente. Ich sah sie fallen. Welch erhebendes Gefühl. Eika hatte die Sache verfolgt, lief am Ufer vor, schloss mit der Ente auf, schlüpfte ins Wasser und apportierte den Erpel. Premiere geglückt! Ein Lob für Schmidt-Colberg, die Boss und Glanznig.

Würde aus mir ein Flugwildjäger werden?

## **Anfänge eines alten Jägers**

Mein erster Besuch bei Schmidt-Colberg jährte sich, und der nächste stand nun endlich an. Es war wieder Februar, und die Schnepfen würden bald streichen. Richtige Schrotschützen werden sagen, wenn das die einzige Übung im Jahr ist, dann kann auch nicht viel daraus werden. Sie haben recht. Ich wusste es ja selber, aber es war so viel Jagdliches gewesen, dass das Jahr darüber hinweggegangen war.

Bei dem zweiten Termin bei Schmidt-Colberg lag ein wichtiges Augenmerk auf der Auge-Hand-Koordination: Die Hand zeigt dahin, wo das Auge hinschaut und damit der Flintenlauf. Wenn ich im Schuss auf die Taube schaue, kann ich sie nicht treffen. Ich muss auf den „Tötungspunkt“ schauen. Diesen etwas unangenehmen Ausdruck habe ich von den Fachleuten übernommen. Ich übte mit dem Werfen eines Balles in den Papierkorb, der den Tötungspunkt ersetzen musste. Wenn ich mich auf den Papierkorb konzentriere, treffe ich ihn. Nicht viel anders ist es mit dem Schrotschuss. Unter anderem korrigierte Schmidt-Colberg meinen Stand: Ich solle 90 Grad zur Flugrichtung der Taube stehen, damit die Arme beweglich seien, der Körper aber ruhig bleibe. Zum Abschluss der Bewegung vom linken Arm solle der Schuss fallen. Herr Schmidt-Colberg ist ein sehr geduldiger Mensch, aber manchmal schien ich ihm ein wenig zu ruhig, obwohl er mir doch immer sagte, sparsame Bewegung. Als sie einmal zu sparsam wurde, meinte er: „Bitte etwas mehr Impetus ...!“

Obwohl ich im April bereits wiederkommen wollte, entließ er mich erst einmal zu den Schnepfen. Für mich ein Höhepunkt des Jahres. Höhepunkt kann es der Logik nach nur einen geben; der Jäger eilt von einem zum anderen, und Jagd auf jedes Wild

bietet etwas Außergewöhnliches, das man in dem Augenblick als Höhepunkt der Jagd bezeichnen möchte. Ich könnte viele solche Momente nennen. Mit dem Alter ändert sich das Leben. Es engt sich ein, vielleicht konzentriert es sich auch nur auf das Wesentliche. Man lernt zu unterscheiden, so ändert sich auch die Vorstellung von Jagd. Ansprüche verändern sich, aus Masse wird vielleicht Qualität, den großen Ereignissen ziehen wir die stillen Augenblicke vor, und in der großen Gesellschaft suchen wir das Einzelgespräch. Oft jedenfalls. Vielleicht ist das ein Grund, warum mir der Schnepfenstrich so viel bedeutet.

Mit Beginn dieses Jahres hatte ich meine Freiheit wiedererlangt. Nicht, dass ich irgendwo ein Gefangener hinter Gittern war, ich war ein Gefangener meines Berufes und dem Zwang etwas zu verdienen, mit dem ich die Jagd finanzieren konnte. Vom Leben ganz zu schweigen. Die Zeiten sind ja leider längst vorbei, in denen es hieß: Einmal so viel Geld zu verdienen, um nicht mehr zur Jagd gehen zu müssen. Davon war ich leider weit entfernt. Ich hatte nun das Pensionistenalter erreicht und hatte mich in den „wohlverdienten“ – wie es so schön heißt – Ruhestand begeben. Der Ruhestand sollte erst einmal dazu dienen, den Keller aufzuräumen. Dazu ist es bis heute nicht gekommen. Er sollte an zweiter Stelle dazu dienen, sich nun ein Frühjahr lang eingehend mit den Schnepfen zu beschäftigen. Und dazu ist es gekommen.

Ich wollte endlich einmal den Schnepfenfrühling von Anbeginn bis zu dem Tag erleben, an dem es unumstößliche Wahrheit geworden ist: Sie sind fort. Bisher war mein Draußensein, und damit meine Beobachtungen und Erlebnisse, immer nur aufs Wochenende beschränkt gewesen. Nun sollte es anders sein.

Der im März zurückgekehrte Winter schien diese Absicht nicht zu begünstigen. Nach dem kalten Februar hatte es zu Beginn des März einige frühlingshaften Tage gegeben, die sogleich frühe Schnepfenhoffnungen aufkommen ließen, angefeuert durch meinen Schnepfenbeobachter Horst vor Ort. Horst sichtete am 10. März die erste